Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 170

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

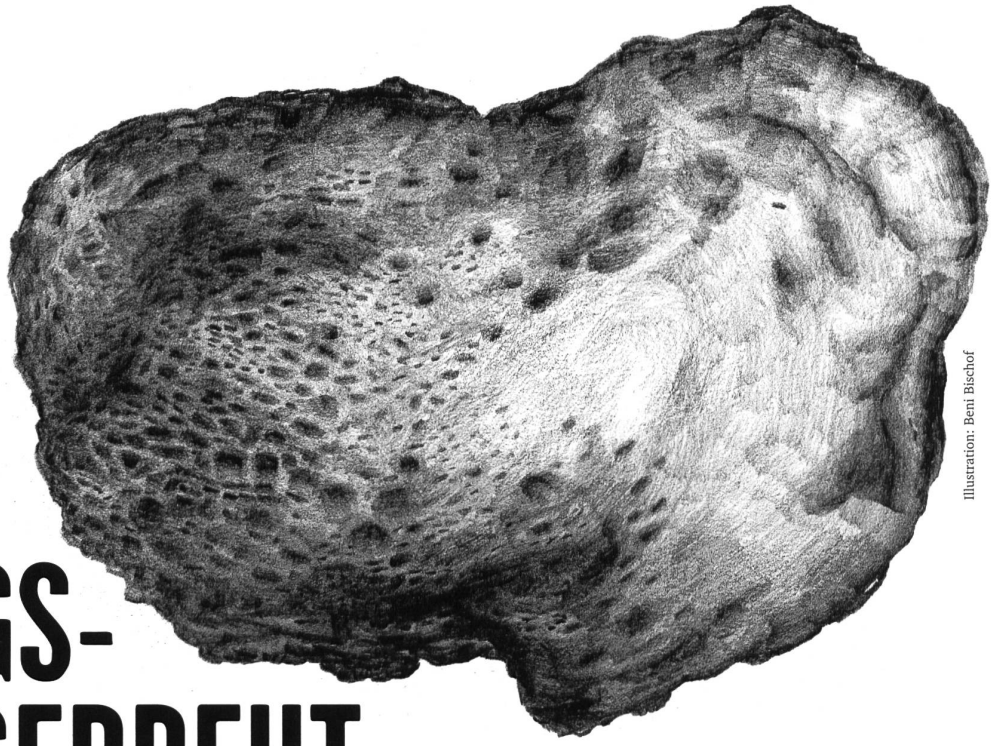


Illustration: Beni Bischof

AN DER ERREGUNGS-SPIRALE GEDREHT

Ende Mai kam es beim letzten Spiel des FC St.Gallen im Espenmoos zu Auseinandersetzungen. Einseitige Berichterstattung und Kriegsjargon trugen zur aufgeheizten Stimmung bei. von Peter Olibet

Die Auseinandersetzung zwischen Polizei und einer Gruppe Chaoten nach dem Spiel zwischen dem FC St.Gallen und der AC Bellinzona war ein Medienereignis. Die Krawalle wurden von Medien, Polizei, Fans und Fussballclub erwartet und sind leider eingetroffen. Es wurde viel geschrieben über diese Nacht im Espenmoos. Justiz und Politik werden sich noch mit den Folgen der Ausschreitungen zu befassen haben. Für die Medien ist das Ereignis erledigt, obwohl sie an dessen Entstehung nicht ganz unschuldig sind.
Durch den im Vorfeld verordneten «silencio stampa» drang nichts aus dem FC St.Gallen an die Öffentlichkeit. Keine News, keine Taktik, keine Emotionen. Einzig über das Sicherheitskonzept wurde informiert. «Seit Wochen wird das Stadion rund um die Uhr bewacht und ein Grossaufgebot von Polizisten steht bereit» (DRS Regionaljournal, 20. Mai). «Heute kämpft der FC St.Gallen gegen Bellinzona gegen den Abstieg, die Sicherheitskräfte gegen randalierende Fans» (Tagblatt, 20. Mai). «Die nackte Angst geht um» (Blick, 20. Mai).

Unter Generalverdacht

Nach dem Abstieg des FC St.Gallen standen sich ein grosses Polizeiaufgebot und «Hunderte von gewaltbereiten Fans» gegenüber (DRS Regionaljournal, 21. Mai). Die meisten Medien übernahmen diese Behauptung der Schweizerischen Depeschenagentur ungeprüft und drehten so an der Erregungsspirale mit. Gemeinsam verwandelten die Fans das Espenmoos in ein «Schlachtfeld» (Tagblatt, 22. Mai). Auch ohne Krawalle herrscht in der Fussballsprache Krieg. Es wird geschossen, gekämpft, gefightet, die Schlachtenbummler peitschen ihr Team zum Sieg. Viele Journalisten verstärken diese Sprache. Fans sind nicht mehr bloss Schlachtenbummler, sondern werden pauschal zu Hooligans oder Chaoten gestempelt. Ausser im Sportteil und bei den Polizeimeldungen finden Fans kaum eine Plattform. Als gesichtslose Gruppe stehen sie unter dem Generalverdacht der Gewaltbereitschaft. Vor dem Umzug vom Espenmoos in die neue Arena gab es Rückblenden, Hintergrund- und persönliche Erlebnisberichte – eine löbliche Ausnahme!

> Auch ohne Krawalle herrscht in der Fussballsprache Krieg. Es wird geschossen, gekämpft, gefightet, die Schlachtenbummler peitschen ihr Team zum Sieg.

Beim Grossteil der Nachberichterstattung zu den Ausschreitungen dann wieder der alte Kriegsberichterstatter-Jargon: «Rauch steigt auf. Die Schwaden hängen unter dem Tribünendach. Und wieder fliegt eine Metallstange gegen einen Polizisten-Schild. Gegenangriff: Die Polizei antwortet mit einer weiteren Salve Schrot. Es kommt einem vor, als wäre Krieg» (SDA, 21. Mai). Nachdem sich der Rauch gelichtet hatte, wurde der Ton differenzierter. Erfreulicherweise wurde für einmal die Sichtweise der Fans zum Teil ausführlich referiert. (Tagblatt, 23. Mai.) Der Polizeieinsatz stiess in Kommentar- und Leserbriefspalten auf Kritik.

Stars der Polizeimeldungen

Im zweitletzten Spiel haben sich die Fanclubs mit einer sehr aufwändigen und wunderschönen Choreographie vom Espenmoos verabschiedet. Der Sonntags-Blick schreibt danach von «einer dämlichen Pyro-Aktion» und despektierlich von einem «Plakat, das einen Friedhof zeigt». Kreativität und Engagement wird medial verhöhnt.
Im Juni dominiert die Europameisterschaft, die Fussballwelt ist scheinbar in Ordnung. Die St.Galler Fanszene findet sich wieder ausschliesslich in den Polizeimeldungen. «Von der Polizei als ‹militante Espenmoos-Gruppe› bezeichnete Randalierer haben türkische Fans provoziert» (Tagblatt, 13. Juni).
Am 20. Mai haben mehr als 10'000 Fans im Espenmoos den Abstieg aus der Nationalliga A erduldet. Bloss ein Bruchteil hat – wie in den Medien angekündigt – randaliert. Die wenigen Gewalttäter bekommen eine grosse Plattform und sie werden sie wieder bekommen. Die anderen 9'900 Fans haben keine (Medien-) Öffentlichkeit. Es gibt unzählige positive Geschichten aus der Fanszene St.Gallens. Es lohnt sich, diese aufzuschreiben und damit den Fans ein Gesicht und eine Stimme zu geben. Dann sehen sich die Medien auch nicht mehr mit dem Vorwurf konfrontiert, Randale zu schüren, nur damit nachher darüber geschrieben werden kann.

Peter Olibet, 1976, ist Parteisekretär der SP St.Gallen und besuchte alle Heimspiele des FCSG.

ST.GALLENS SOMMERFAHRPLAN

Es ist wie abends um halb neun in der Multergasse – den ganzen Sommer lang. Im Juni schlossen die ersten Kulturinstitutionen ihre Tore, in den Wochen danach folgten die meisten anderen, bis schliesslich einmal mehr unabänderlich feststand: In St.Gallen ist im Sommer nichts los. Kulturpause überall. Als ob hier eine alljährliche Gluthitze Veranstaltungen in Räumen verunmöglichen würde. Als ob sich im Juli die Stadt entleeren und alle Kulturkonsumenten bis Ende August in die Provence oder Südtürkei verreisen würden. Oder: Als ob die Daheimgebliebenen zur traditionellen Sommerkälte und dem unweigerlichen Nieselregen zusätzlich bestraft werden müssten.
Natürlich ist nicht alles zu. Aber zuviel. Kellerbühne, Palace, Grabenhalle stellen den Betrieb ein, sogar die Dommusik streicht die Segel. Schubidu ohne Unterbruch gibts nur im Kugl. Ausweichen in den Restkanton gilt nicht, auch die Region macht dicht. Löwenarena Sommeri, Altes Kino Mels, Mariaberg Rorschach: Alle mit dem Pausensignet, und die neue Wiler Remise aka Gare de Lion macht erst im September auf. St.Gallen ist aber nicht Zürich oder Winterthur, wo ein paar Ausfälle locker kompensiert werden, da helfen auch die paar Freiluftangebote – Kinok in der Lokremise, Kulturfestival, Festspiele – nichts. Sie kommen einem vor wie die Ferienkurse des Schulamtes, Trostpreise für Daheimgebliebene.
Wieso wird das kulturelle St.Gallen für Juli und August weggeräumt? Ist das ganze Kulturgetue doch bloss aufgesetzt? Etwas, von dem man sich zeitweise erholen muss in der brötigen Autofahrerstadt? Es ist ja nicht nur die Kultur, die Pause macht. Das gilt überhaupt für das städtische Leben, vor allem auch für die Politik. Dabei sind im Herbst Stadtratswahlen. Wobei Pause hier der falsche Ausdruck ist. Denn das würde ja bedeuten, dass es irgendwann wieder losgeht. Tut es aber nicht. Gegenkandidatinnen und Gegenkandidaten sind keine in Sicht. Die jetzt schon wiedergewählten Mitglieder der Stadtregierung können weiterhin widerstandslos ihr Standortförderungs-Mantra beten, ungeachtet einer jahrelangen Diskussion über Baukultur die hässlichste Fussgängerüberführung ausserhalb Wettingens bauen lassen, die Schulen mit Aktionitis zuschwurbeln oder als Deputy die Robocops im allesentscheidenden Match aufs Spielfeld schicken.
Jede Stadt hat die Stadtregierung, die sie verdient. Aber Symbol des aktuellen Gemütszustands der Stadt St.Gallen sind nicht die Politiker. So wichtig sind sie auch wieder nicht. Die Misere auf den Punkt bringt etwas ganz anderes: Der Sommerfahrplan der VBSG. Diese unverblümte Botschaft an die Bewohnerinnen und Bewohner dieser Stadt: Hau ab, für dich sind wir nicht da, das hier ist St.Gallen. Fahr Auto! **Andreas Kneubühler**

MEISTERSTÜCK

DER VERGESSENE FORST

Es gibt ihn wirklich. Auf einer Fläche von gut zehn Hektaren, ganz in der Nähe der Stadt St.Gallen. Urwald ist wahrscheinlich etwas hoch gegriffen. In Anbetracht, dass durch die Verstädterung zwischen St.Margrethen und Genf das Urige aus der Landschaft nahezu verschwunden ist, muss man eher von einem Naturwald sprechen.
Sagenhaft ist er allemal. Viele haben von ihm gehört, nur wenige wissen aber wo er ist. Die Eingeweihten schweigen – nicht zuletzt, um Grill-Partys mit Sixpack-Bier in seinem grünen Schoss zu verhindern. Vor mehr als hundert Jahren soll ein reicher Mann das Grundstück gekauft haben. Schwermut habe ihn geplagt, heisst es. Um mit der Krankheit zu leben, habe er einen Park anlegen lassen: mit Lusthäuschen, einer Allee und steinmosaik-verzierten Wegen. Viel Zeit soll der Mann dort in seinem umzäunten Revier verbracht haben. Als er gestorben war, hätten die Nachkommen den Park dem Schicksal überlassen. Er verwilderte. In Jahrzehnten ist an seiner Stelle der Naturwald gewachsen.
Aussergewöhnlich sei der starke Bewuchs mit Eiben, sagt einer, der den ungestörten, weil vergessenen Forst gut kennt und auch wissenschaftlich beurteilen kann. Hierzulande seien Eiben eher selten. Früher, als allenthalben noch Reitersleute durch die Gegend trabten, habe man dieses Gewächs unbarmherzig ausgerissen, weil es giftig sei für Pferde. Für Wildtiere hingegen sei es verträglich. Vor allem Rehe bevorzugen Eiben-Jungwuchs als Futter. Durch die Einzäunung jedoch sei der Wildverbiss verhindert worden. Darum stünden heute prächtige Exemplare dieses Baumes auf dem Areal. Die Natur habe nun schon fast alle Spuren der früheren Parkanlage getilgt. Das Lusthäuschen sei am Zerfallen, und die einstige Allee fast ganz verschwunden. Gilt noch anzumerken: Die Eibe ist in der keltischen Tradition der Druiden-Baum.
Vor zwanzig Jahren, als sich das Waldsterben als Vorahnung eines möglichen Öko-Kollapses in den Köpfen festhakte, interessierte sich auch die Wissenschaft für den St.Galler Naturwald. Gesucht wurden damals ungenutzte, wilde Forste für die Langzeitbeobachtung. Schliesslich aber traf die Auswahl den St.Galler Naturwald nicht.
Neben Grill-Partys mit Sixpack gibt es noch einen anderen Grund, den St.Galler Naturwald geheim zu halten: Märchen! Oft sind sie ja den Tiefen der Wälder entstiegen. «Es geht im Volksmund eine alte Mär. Im Waldesgrunde sei ein schöner Prinz zum Quell verwandelt einst durch Zauberspruch, weil er des Weibes Liebe leugnete und lachend sagte: Keine Frau ist treu», schrieb die Lyrikerin Else Galen-Gube (1869-1922) schwärmerisch über das unergründliche Geheimnis eines unbekannten alten Waldes. Lassen wir ihn also im Geheimen weiter gedeihen, den St.Galler Natur(ur)wald; mit seinen eingegrabenen Prinzen und langbärtigen Druiden.
Harry Rosenbaum

Illustration: Rahel Eisenring

Als wäre man in einer anderen Zeitepoche gelandet: Meer-Leguane auf Fernandina.

HIMMEL UND HÖLLE **FÜR HUNDERT DOLLAR**

Der Flugplatz-Beamte in Puerto Baquerizo Moreno auf der Insel San Cristóbal will erst einmal Bares sehen. Hundert Dollar. Die meisten Passagiere legen die Note zwischen die Seiten des Passes und schieben diesen zugeklappt über den Tresen, es hat etwas Konspiratives, mit dieser Geste steckt man anderswo dem Schlafwagenschaffner ein Trinkgeld zu, wenn man im Abteil allein bleiben will. Hier, in der feuchten Hitze von San Cristóbal, ist es hochoffiziell; die hundert Dollar gelten als Eintritt in den Nationalpark Galápagos. Ins Paradies eben. Puerto Baquerizo Moreno, die Verwaltungshauptstadt der Inselgruppe, nennt sich unbescheiden «Capital del paraíso». Aber das Ticket zum Paradies gilt auch für die Hölle: Charles Darwin, der hier im 19. Jahrhundert seine Evolutionstheorie entwickelt hatte bzw. bestätigt fand, bezeichnete die Inseln als «Gärten der Hölle». Nichts weniger als Himmel und Hölle erwarten mich also.

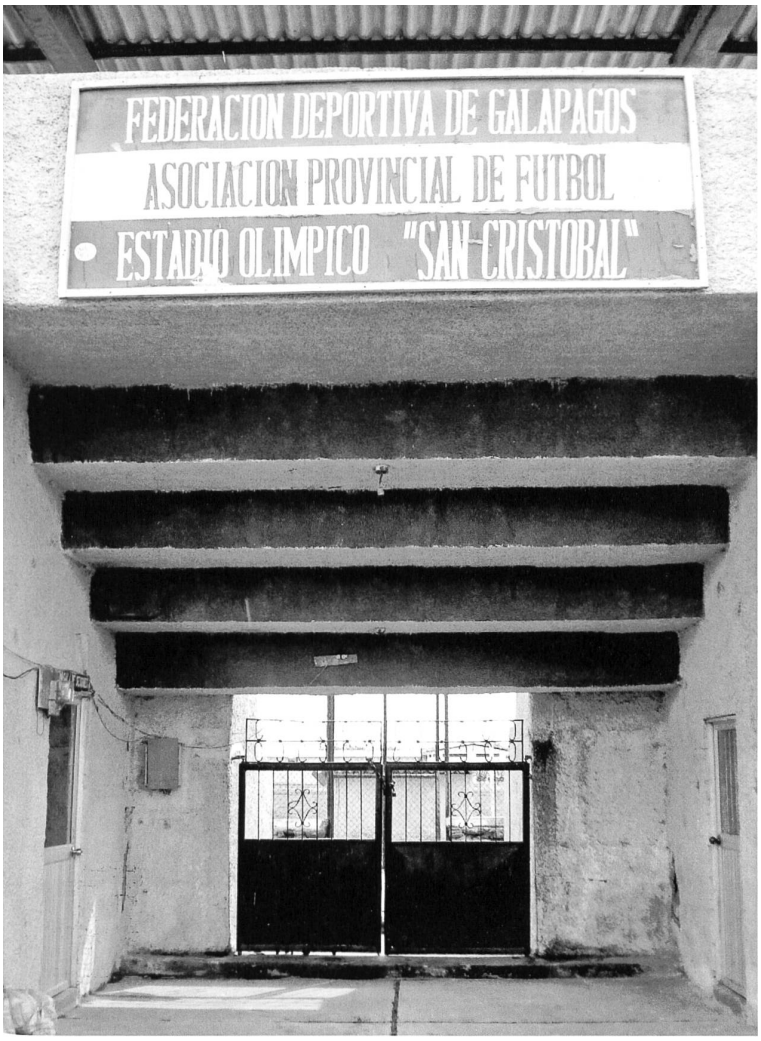
Ich bin mit Patricia, einer St.Galler Freundin, die seit zwölf Jahren auf Galápagos lebt und als Tour- und Tauchguide arbeitet, am frühen Morgen in Quito aufgebrochen. Nach zweieinhalb Stunden Flug sind wir in San Cristóbal. Patricia nimmt ihre Gruppe in Empfang, die mit dem gleichen Flugzeug angereist ist. Ich richte mich für ein paar Tage in Puerto Baquerizo Moreno ein. Später werde ich mit dem Schnellboot die fünfzig Kilometer rüberfahren nach Santa Cruz, wo Patricia wohnt. Meine drängendste Frage ist: Wie sieht in diesem Natur- und Tierreservat von Weltruf der menschliche Alltag aus? Wie hat sich der Mensch in dieser archaischen Welt der Echsen, Krabben, Seelöwen und Schildkröten eingerichtet?

Gar nicht so viel anders als irgendwo auf der Welt, lautet eine erste Antwort. Während sich an der Hafenmole die Seelöwen räkeln, der eine oder andere schon mal eine der Holzbänke in Beschlag nimmt, sitzt eine Gruppe von Einheimischen im Schatten eines niedrigen Baumes beim Picknick zusammen. Von Zeit zu Zeit greift sich einer eine Flasche Bier aus der mitgebrachten Kühlbox. Die hübsch herausgeputzte Hafenmole ist gesäumt von Läden und Restaurants, auf dem grossen Platz eines Hinterhofs sind Kaffeebohnen zum Trocknen ausgelegt, am oberen Dorfrand träumt verlassen das «Estadio Olímpico de San Cristóbal» vor sich hin. Aus den Häusern dringt laute Musik und das atemlose Geplapper von Fernsehserien, vom Hafen ist das Geschrei der Seelöwenbullen zu hören, eine Mischung aus Geblök von Schafen und leicht obszön anmutenden Rülpsgeräuschen.

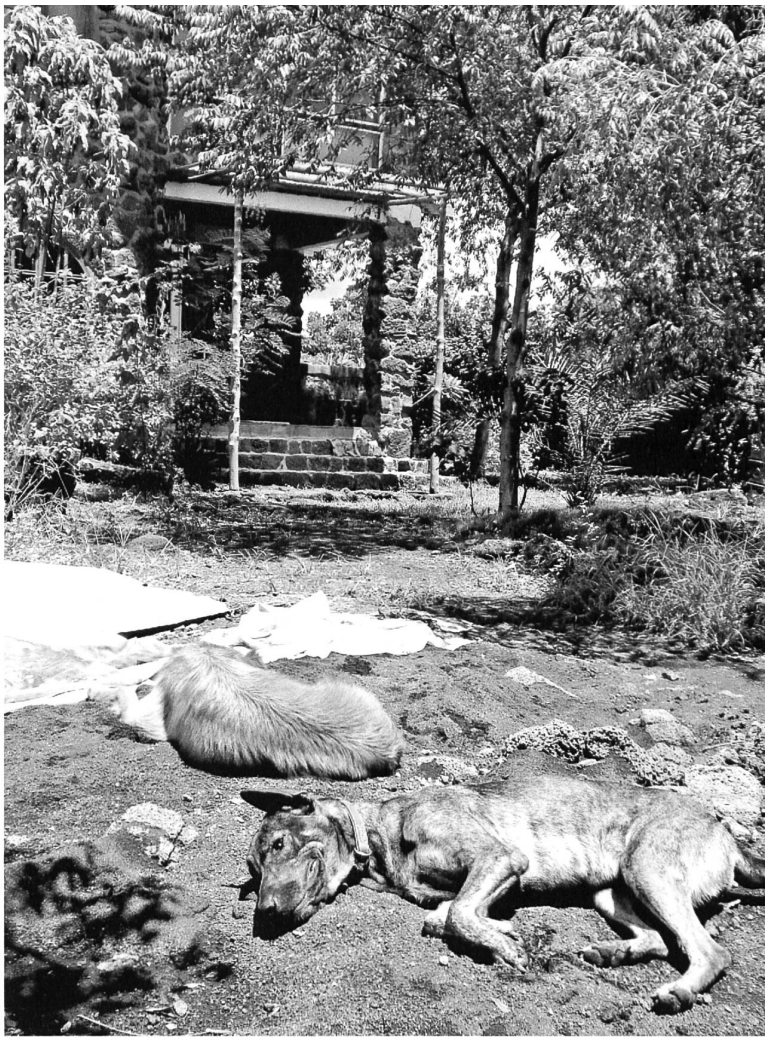
Die Alternative zur Millionenstadt

Galápagos, das ist eine Gruppe von 120 grösseren und kleineren Inseln, tausend Kilometer westlich von Ecuador. Vier von ihnen sind bewohnt. Die grösste Siedlung der Inselgruppe ist Puerto Ayora, der Hauptort von Santa Cruz. Vor fünfzig Jahren gab es hier ein paar Hütten. Mit der Eröffnung der Charles-Darwin-Forschungsstation setzte 1957 eine rasante Entwicklung ein, die die Behörden vor einige Probleme stellte. Es brauchte plötzlich eine Infrastruktur für Strom und Wasser. Abwasser- und Verkehrsfragen verlangten nach Antworten. Man versucht verzweifelt, sich gegen die unkontrollierte Einwanderung zu wehren; vor allem für Menschen aus der ecuadorianischen Millionen-Metropole Guayaquil hat sich Puerto Ayora zur verheissungsvollen Alternative entwickelt. 15'000 Einwohner hat der Ort inzwischen, mein Galápagos-Führer hat ihn mir beschrieben als Ferienstädtchen mit Charme und Qualität. Wer es nötig habe, finde selbst ein Dutzend Internetcafés, drei Freudenhäuser und ein neues Krankenhaus.

Ich nehme keine der drei Institutionen in Anspruch, richte mich stattdessen ein in Patricias Haus, ein paar Kilometer ausserhalb des Dorfes: Schöne Holzböden, Kacheln aus der Andenstadt Cuenca und Mauern



Nicht gerade AFG-Arena, aber immerhin: das Estadio Olimpico auf San Christobal.


Bruso und Jamalaj halten in Patrizias Garten auf Santa Cruz Siesta. Bilder: Beda Hanimann

aus groben Steinen. Wenn Galápagos das Paradies ist, dann bin ich hier in dessen Hauptquartier angekommen. Ein üppiger Garten, in dem Papayas, Ananas, Bananen, Kakao und vieles andere wächst. Es ist so schön, so wunderbar in diesem Garten Eden, dass sich meine Unternehmungslust in Grenzen hält. Aufstehen, nichts müssen, lesen, rauchen, gegen Mittag Patricias Stimme aus dem Hausinnern: «Was meinst du, Zeit für ein Bier?» Keine Zeitung, kein Radio, kein Fernsehen. Ich vermisse nichts. Der einzige Fixpunkt der Tage ist nachmittags um vier. Nachmittags um vier haben Jamalaj und Bruso, Patricias Hunde, ihr Futter zu gut.

Aber Galápagos ohne Echsen und Schildkröten, das wäre, als liesse ein Japaner auf seiner Schweiztour das Jungfraujoch aus. Die meisten Besucherorte im Nationalparkgebiet erreicht man nur mit dem Schiff, und ohne professionellen Führer darf keiner hin. Eine Woche verbringe ich auf der Lammer Law, einem Trimaran mit acht Zweier-Kabinen. Es geht von San Cristóbal nach Española, Floreana, Santa Cruz, Genovesa, Fernandina, Isabela, Bartolomé und North Seymour. Üppiges Grün hier, die Kargheit einer Marslandschaft da. Es ist ein seltsames Gefühl, sich einer Insel zu nähern, und da ist einfach nichts, kein Hafengebäude, kein Strandrestaurant, keine Uferverbauung. Nur Schwärme von Vögeln. Herden von Seelöwen, die mit zugekniffenen Augen im Sand liegen, ganz Zufriedenheit mit sich und der Welt – was hier auf eines herauskommt. Am stärksten berührt mich der Anblick der Kolonien von Leguanen, auf der einen Insel sind sie von verwaschenem Grau, auf der anderen von sattem Schwarz, dann wieder mit grünen und rosa Nuancen, bizarre Kämme auf dem Rücken. Die liegen da, wie seit Tausenden von Jahren, während anderswo ein einziges Gehetze ist und ein Kampf um Sekunden. Galápagos und die High-Tech-Welt der Moderne, das sind zwei Zeitepochen auf ein und demselben Planeten.

Abends zum Ecu-Volley

In einem Buch stosse ich später auf den Begriff «Leguanisierung der Gesellschaft». Er meint die Stand-by-Mentalität der Galapagueños, die naheliegende Lebensform in der Tropenhitze des Äquators. Tatsächlich funktioniert der Alltag hier eben doch etwas anders. Da radelt Jason mittags zielstrebig durch die Avenida Charles Darwin, hält inne, wie er uns in der Beiz sieht, und hat plötzlich keine Eile mehr. Da ist Carol-Ann, die Italo-Amerikanerin, die an einem Buch über Galápagos schreibt, aber daneben genug Zeit findet, unter Freunden das sizilianische Temperament ihrer Vorfahren unter Beweis zu stellen. Fabio, der Wort- und Zeichenkünstler, der zwischendurch mal wieder für Tage unauffindbar ist. Eduardo und Evelina, die kein Zuhause kennen, solange irgendwo eine Wodka-Flasche auf dem Tisch steht, am andern Tag aber hängen sie sich voll ein, um in ihrem Restaurant in den Highlands von Santa Cruz hundert Gäste zu verwöhnen.

In den Strassen von Puerto Ayora glühen schon am Nachmittag die Grillstellen vor sich hin, belegt mit Kochbananen oder einigen Maiskolben, anderswo drehen sich gemächlich drei Hühner über der Glut. Abends trifft sich die Bevölkerung bei den Kioscos, einer Beizenstrasse, die anmutet wie ein permanentes St.Galler Fest. Oder auf der Plaza San Francisco zum Ecu-Volley, einer Art Volleyball mit eigenen Regeln. Dass um sieben Uhr die Nacht über die Szenerie hereinbricht, schmerzt mich, den Schweizer, der Wärme fast nur in Zusammenhang mit Sonne und Helligkeit kennt. Hier kümmert es keinen, das Hitzefest geht auch im Dunkeln weiter, kein Grund, sich deswegen wärmer anzuziehen. Wenn das das Paradies ist, können wir uns freuen. Und wenn so die Hölle ist, brauchen wir uns nicht weiter zu sorgen.

Beda Hanimann, 1958, ist Redaktor beim St.Galler Tagblatt und lebt in St.Gallen..